

Den Herausforderungen begegnen

Religionspädagogische Impulse, zu dem, was gegenwärtig vor Augen steht und zukünftig Bedeutung erlangen sollte

Im Blick auf unumgängliche Reformen im Umfeld der Kirche bemühte der katholische Bischof Gerhard Feige in seinem Gastbeitrag für die Wochenzeitung *Christ & Welt* im Dezember 2020 den französischen Schriftsteller und Sprachphilosophen Léon Bloy mit dem Ausspruch: »Reformen in der Kirche kommen durch zweierlei: entweder durch den Heiligen Geist oder durch die Kosaken. Meist durch die Kosaken.«¹

Nun soll es im Folgenden nicht um die verfasste Kirche gehen, sondern um die Diakonie, die auf ganz unterschiedlichen Ebenen agiert und in vielfältigen Konstellationen Ausdruck findet. Aber auch die seit einigen Jahren in diesem Feld zu beobachtenden Bemühungen um das diakonische Profil lassen sich vor dem Hintergrund des zitierten Bonmots sehen. Die Überlegungen und Initiativen in dieser Richtung verdanken sich nicht konzeptionellen Grundentscheidungen, sondern stellen eine Reaktion auf veränderte Ausgangsbedingungen dar. Sie hängen zum großen Teil mit Individualisierungsprozessen zusammen.

Einerseits zeigen sich veränderte Bedürfnislagen aufseiten der Rezipienten diakonischer Angebote. Eine christliche Profilierung wird oft nicht mehr ausdrücklich gewünscht, sondern eher billigend in Kauf genommen. Andererseits ergeben sich unter der Mitarbeiterschaft neue Ausgangskonstellationen. Die lange Zeit prägende Allianz zwischen Mitarbeitenden und Trägern im Sinne einer gemeinsamen christlich-konfessionellen Grundausrichtung kann nicht mehr vorausgesetzt werden. Arbeitsrechtliche Entscheidungen markieren deutliche Grenzen: Nur wenn eine konfessionelle Positionierung im Rahmen der Tätigkeit unabdingbar ist, kann sie auch eingefordert werden. Das bringt die Träger in einen Begründungszwang und führt zu einer immer deutlicher werdenden weltanschaulichen Pluralisierung der Mitarbeiterschaft. Dazu kommen Veränderungen im allgemeinen Berufsverständnis, bei dem der Aspekt der Berufung eher in den Hintergrund und derjenige der Erwerbsarbeit eher in den Vordergrund tritt. Arbeit und Sinnstiftung kommen hier nicht (mehr) automatisch

¹ Gerhard Feige, *Früher war nicht alles besser*, 6.

zusammen. »Der Arbeitgeber bleibt Brötchengeber, er ist nicht Sinnstifter.« (Coenen-Marx).

1. Zum Profil der Profilierungsprozesse – Wahrnehmungen

Profilierungsprozesse sind nichts Außergewöhnliches. Wer etwas länger zurückschaut, begegnet immer wieder Phasen der Neuausrichtung. Lange Zeit jedoch waren sie primär auf außertheologische Fragestellungen bezogen. Es ging um Professionalität im Sinne vergleichbarer Standards und um Effektivität im Sinne eines verantwortlichen Umgangs mit den vorhandenen Ressourcen. Seit einigen Jahren spitzen sich diese Anforderungen unter den Bedingungen eines ausdifferenzierten, konkurrenzorientierten und auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Sozialmarktes noch einmal zu. Wenn alle Anbieter nach vergleichbaren Standards und mit denselben Vergütungssystemen arbeiten, stellt sich die Frage nach dem besonderen Profil der Diakonie geradezu unausweichlich. Schließlich will Diakonie nicht nur als (letztlich austauschbare) Dienstleisterin im Feld sozialer Arbeit tätig sein, sondern aus einer christlichen Verankerung heraus agieren. »Kirche ist Diakonie und Diakonie ist Kirche.« (Kramer) Die Ansprüche sind also hoch. Es geht um eine inhärente Dimension, nicht um ein christliches »Sahnehäubchen« (Stolte).

Spätestens hier wird die Frage nach dem diakonischen Profil in einen größeren Horizont gestellt, geht es doch dabei immer auch um die Frage nach der Relevanz des Christlichen in der Gesellschaft überhaupt. Wenn sich die verfassten Kirchen »immer mehr zu Hintergrundorganisationen« (Körtner) entwickeln und in ihrer Prägestkraft abnehmen, hat das auch Auswirkungen auf die Diakonie. Das findet seinen sichtbaren Ausdruck nicht zuletzt darin, dass es schon lange nicht mehr gelingt, alle Stellen mit Fachkräften zu besetzen, die einer christlichen Kirche angehören. Besonders deutlich tritt das in den sog. neuen Bundesländern vor Augen, auch wenn es nicht darauf beschränkt ist. Letztlich führen hier die Profilierungsbemühungen zu »verschärften Glaubwürdigkeitsanforderung(en)« (Bartels/Eurich) und zwar nicht nur auf Seiten der Mitarbeitenden, sondern auch auf Trägerseite. Eine diakonische Profilierung kann schnell »im Modus des Zusatzangebotes« (Blaszcyk) gefasst werden. Das kann Mitarbeitende entlasten, aber zugleich das Ansinnen einer inhärenten diakonischen Kultur konterkarieren. Zudem ergibt sich das ganz praktische Problem, dass mit abnehmender Zahl christlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter es immer schwieriger wird, »sie mit ihren Anregungen und Impulsen zu ersetzen.« (Petermann) Eine diakonische Kultur als »dasjenige Surplus«, das »das diakonische Helfen über die bloß warenförmige Dienstleistung hinaushebt« (Moos), steht hier vor besonderen Herausforderungen. Man versucht, ihnen durch »diakonische Bildung« (Gloger/Wagner) zu begegnen. Dabei geht es »mehr um eine Haltung«, die

zu entwickeln ist »als um ein Profil« (Frühwald), das irgendwie vorgegeben werden könnte. Gelingen kann das nur, wenn die diakonischen Träger »aus den Diktaten der Binnenlogiken herausfinden« (Scholtissek) und »Profilbildung als partizipatorischer Prozess zur Entwicklung einer gemeinsamen Identität als diakonisches Unternehmen« (Liedke) verstanden und gestaltet wird. Dabei spielen immer auch strukturelle Fragen eine tragende Rolle, denn »intensive Relevanzsetzungen« vollziehen sich immer dort, »wenn christliche Bezugsgrößen und Kommunikationszusammenhänge den Arbeitsalltag durch zwischenmenschliche Handlungsvollzüge oder durch Krafterfahrungen erleichtern« (Foß). Das kann nicht verordnet, sondern nur gemeinsam entdeckt und gestaltet werden.

Religiösen Kommunikations- und Lernprozessen kommt bei alledem eine zentrale Bedeutung zu. Letztlich geht es darum, im professionsbezogenen Miteinander die »religiöse Dimension des Helfens« (Bartels/Eurich) zu beschreiben, zu deuten und zu gestalten. Damit wird eine religionspädagogische Perspektive aufgerufen, die bisher im diakoniewissenschaftlichen Diskurs eher am Rande eingespielt wurde. Sie soll im Folgenden in den Mittelpunkt gestellt werden, wobei der Schwerpunkt auf dem Kontext mehrheitlicher Konfessionslosigkeit liegt, der, wie die vorhergehenden Beiträge zeigen, eine eigene Profilierung mit Chancen und Grenzen aufweist.

2. Zum Profil der Profilierungsprozesse im religionspädagogischen Fokus – Deutungskategorien

Die Position nichtkirchlicher diakonischer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Sachen Religion zu beschreiben, ist alles andere als einfach. Begriffe wie »konfessionslos«, »nicht religiös« oder »religiös indifferent« sind Zuschreibungen aus einer religiösen Positionierung heraus und stehen deshalb in der Gefahr, mehr zu verdecken als offen zu legen. Ein zentrales Problem liegt nicht zuletzt darin, dass hier ein Aspekt (nämlich Religion), der im Selbstverständnis der Bezeichneten keine (große) Rolle spielt, zum entscheidenden Differenzkriterium erhoben wird. Die genannten Begrifflichkeiten sagen deshalb viel über die Bezeichner, aber wenig über die damit Bezeichneten aus.

Religionspädagogisch ist das eine herausfordernde Ausgangslage, denn es ist völlig klar, dass Lernprozesse nicht nur aus den Inhalten heraus profiliert werden können, sondern immer auch die Lernenden selbst mit ihren Voraussetzungen zu berücksichtigen haben. Zugleich gilt es zu berücksichtigen, dass Lernprozesse in unterschiedlichen Modi stattfinden: als selbstreferenzielle und unverfügbare Prozesse im lernenden Subjekt (Bildung), als von anderen bewusst angestoßene und personal vermittelte Prozesse (Erziehung) und als Auseinan-

dersetzung mit allen nicht intentionalen Auswirkungen, die von sozialen, personalen und gegenständlichen Umwelten ausgehen (Sozialisation).² Zugleich ist zu berücksichtigen, dass religiöses Lernen in allen seinen Ausprägungen nie abstrakt geschieht, sondern immer in Auseinandersetzung mit spezifischen religiösen Konturen. Religion gibt es nämlich nicht an sich, sondern nur in Gestalt verschiedener Religionen. Deshalb kann es auch keine Religionspädagogik geben, die sich auf alle Religionen gleichermaßen bezieht. Entscheidend ist die Frage, worauf religiöses Lernen rekurriert, wo also der maßgebliche inhaltliche Bezugspunkt liegt. Für eine evangelische Religionspädagogik liegt dieser im Evangelium. Dementsprechend lautet die Leitfrage, »wie eine das Christliche in Anspruch nehmende Praxis ›deutlicher evangelisch‹ werden könnte«³. Anstöße dazu kommen aus all denjenigen Diskursen, die diese Intention unterstützen, und sind nicht von ihrer Konfessions- und Religionszugehörigkeit abhängig. »Weder die Wissensbestände noch die Adressaten einer Religionspädagogik in evangelischer Perspektive müssen ›evangelisch‹ sein.«⁴ In evangelischer Perspektive liegt der Fokus auf der Kommunikation des Evangeliums im Medium von Bildung, Erziehung und Sozialisation. Sie ist neben der Wahrnehmung immer auch der Anregung und Verbesserung von am Evangelium orientierten Lernprozessen verpflichtet.

Menschen übernehmen heute nicht mehr einfach nur religiöse Traditionen, sondern versuchen in Auseinandersetzung und Rückgriff auf vorfindliche religiöse Stile und Glaubensformen ihren eigenen Weg zu finden. Religiöses Lernen insgesamt erhält so »den Charakter einer Expedition in ›offenes Land‹«⁵. Neu dabei ist nicht, dass Menschen ihren eignen Weg in Sachen Religion gehen wollen. Das gab es schon immer. Neu ist vielmehr, dass diese Form eines offenen Suchprozesses zum Normalfall geworden ist. Sie ist bestimmt durch einen individualisierten Zugriff auf ausgewählte religiöse Traditionen und Institutionen, wobei die religiösen Relevanzsysteme entsprechend der eigenen lebensgeschichtlichen Logik wechseln können. Zudem handelt es sich um eine Expedition, die keineswegs zwingend, für viele auch nicht notwendig ist. Sie bewegt sich hauptsächlich im »kann«-Bereich. Vielleicht müsste man sogar noch vorsichtiger formulieren und von einem Bereich sprechen, dem man sich (unter bestimmten Voraussetzungen) widmen könnte.

Dass unter solchen Vorzeichen, auch religiöse Lehr- und Lernprozesse anders zu gestalten sind, verwundert nicht. Es ist vor allem der Verlust jeglicher Selbstverständlichkeit in der Auseinandersetzung mit religiösen Fragen, Themen und Praktiken, der zu berücksichtigen und aufzunehmen ist. Wenn tradi-

² Vgl. Domsgen, Religionspädagogik, 2–5.

³ Schröder, Religionspädagogik, 13 (unter Verweis auf Dalferth, Evangelische Theologie, 20).

⁴ Ebd.

⁵ Englert, Was ist ein religiöser Lernprozess? 283 (unter Verweis auf Hervieu-Leger, Pilger).

tionelle Stützsysteme in ihrer Bedeutung zurückgehen und sich innerhalb einer Optionsgesellschaft zu behaupten haben, dann verstärkt sich die Frage nach der Relevanz. Dabei reicht es nicht aus, diese Relevanzen nur zu postulieren. Vielmehr haben sie sich innerhalb der Lebensführung als solche zu erweisen und angesichts anderer Optionen auch zu behaupten. Das wiederum bedeutet, dass sie als Option überhaupt erst einmal wahrgenommen werden müssen. Menschen begegnen heute zwar weiterhin religiösen Vorstellungen, Praktiken und Orten. Daraus ergeben sich aber nicht automatisch Lernanlässe, also Impulse zur Verhaltensänderung im Sinne einer aktiven Auseinandersetzung damit.

Religionsdidaktisch übersetzt resultiert daraus, dass es einerseits darum gehen muss, religiöse Überlieferungen in ihrer jeweiligen Spezifik kennenzulernen und andererseits Räume zu eröffnen, in denen diese Traditionen auf ihre jeweilige Relevanz hin abgeklopft und probeweise in Anspruch genommen werden können. Nur so ist umfassendes Verstehen möglich. Mit anderen Worten: Die Orientierung an Befähigung (die gegenwärtig stark unter dem Vorzeichen der Kompetenzorientierung steht) braucht eine Verschränkung mit derjenigen an Bevollmächtigung, also der Möglichkeit, die vermittelten Fähigkeiten auch in Anschlag zu bringen. Hier liegt ja ein nicht zu übersehendes Problem religiöser Bildung heute. Die Lernenden lernen etwas, was sie für ihre eigene Lebensführung nicht brauchen oder nicht zu brauchen meinen. Die Befähigungen werden also als irrelevant erlebt. Geändert werden kann das nur, wenn beim religiösen Lernen Proberäume besucht oder zur Verfügung gestellt werden, in denen die erworbenen Fähigkeiten auch angeeignet werden können. Diese (testenden) Aneignungen ergeben sich für eine zunehmende Zahl von Lernenden nicht mehr von selbst, weil Religion in der allgemeinen Wahrnehmung lediglich in den Bereich gehört, dem man sich widmen kann, bei weitem nicht sollte und schon gar nicht muss.

Neben dem Befähigungs- muss also der Bevollmächtigungsaspekt neu bedacht werden, wobei das nicht falsch verstanden werden darf. Es geht nicht darum, Lernende auf eine bestimmte Linie festzulegen. Im Gegenteil: Ihnen soll die Möglichkeit gegeben werden, für sich selbst Relevanz zu erkunden. Damit wird das didaktisch aufgenommen, was bisher als mehr oder weniger selbstverständlich vorausgesetzt werden konnte. Neben der Befähigung zum Erwerb verschiedener Fähigkeiten braucht es die Dimension der Be(voll)mächtigung, also der Inanspruchnahme im Sinne von Selbstwirksamkeits- und Relevanzerfahrungen. Letztlich handelt es sich hier um einen notwendigen Prüfstein jeglicher (religions)didaktischer Bemühungen.⁶

Terminologisch lassen sich die dabei zu initiierten Prozesse als Empowerment beschreiben, wobei hier weniger der Begriff selbst von Bedeutung ist als vielmehr die Diskurse, in denen er zu Hause ist. Wer sich einmal mit den Theorien der Gemeindepsychologie, der Sozialen Arbeit, der Heilpädagogik und

⁶ Vgl. Domsgen, Religionspädagogik, 239–245.

der kritischen Pädagogik beschäftigt hat⁷, merkt schnell, das gelingende Bildungsprozesse mit vielen Faktoren zusammenhängen, die eben nicht gleichermaßen für alle vorauszusetzen sind. Hier gibt es Spezifika und handfeste Problemkonstellationen, die die Teilhabe an (religiösen) Bildungsprozessen erschweren oder gar verunmöglichen. Darauf die Aufmerksamkeit zu lenken, gelingt in der Empowermentperspektive in besonders nachdrücklicher Weise. Zugleich ergibt sich die Chance zu interpretativen Vermittlungen zwischen theologischen und humanwissenschaftlichen Reflexionen, geht es doch in der Konsequenz um die Thematisierung lebbarer Formen der Kommunikation des Evangeliums.⁸ Der Schwerpunkt liegt also auf der christlichen Lebensform, als einer Lebensform, die das Christliche in Anspruch nimmt, darauf fußt und sich davon berühren lässt. Die zentrale Frage dabei lautet, inwiefern die christlichen Kommunikationsmodi und Gestaltungsformen zu einer Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten von Menschen, zum Aufbau von Bewältigungskulturen in den verschiedenen Sozialformen und zum kritischen Umgang mit gesellschaftlich freigesetzten Bewältigungsproblemen beitragen können. Dem korrespondiert, dass es sich hier um ein ganzheitliches Kommunikationsgeschehen handelt, das also die kognitive, affektive und pragmatische Dimension gleichermaßen einschließt, und in dem sich das Evangelium als lebensbedeutsam erweist.

Evangelisches Empowerment kann vor diesem Hintergrund – schöpfungstheologisch (über die Denkfigur einer *creatio continua*) bzw. rechtfertigungstheologisch (über die Denkfigur des *simul iustus et peccator*) – als stetiger Prozess der Subjektwerdung verstanden werden, und zwar in, mit und unter aller menschlicher Fragmentarität und Verletzlichkeit. Evangelium ist dabei als Ereigniskategorie zu verstehen, das den Menschen auf- und neu ausrichtet.⁹ Auf diese Weise ist es möglich, die Potenziale von Menschen ressourcenorientiert aufzunehmen und gleichzeitig die Spezifika der christlichen Perspektive nicht zu verschweigen. So liegt beispielsweise in der Annahme, Würdigung und Inanspruchnahme geschöpflichen Lebens theologisches Potenzial, das dazu verhelfen kann, die einseitige und problematische Rede von der Stärkenorientierung neu auszurichten. Eine wesentliche Rolle spielen in alledem Vergemeinschaftungsprozesse. Die Erweiterung der Möglichkeiten, das Leben zu bestimmen korrespondiert mit kollektiven Vernetzungen, durch die wiederum »Lebenskräfte« aktiviert und angeeignet werden sollen.

Die in der Kommunikation des Evangeliums vor Augen tretende Lebensgestaltungsoption kann vom Grundsatz her nur eine solidarische sein. Letztlich geht es darum, die solidarischen und transformatorischen Potenziale religiöser Vollzüge und überlieferter Deutungsangebote vor Augen zu führen, zu erarbei-

⁷ Vgl. dazu grundlegend Bucher, Befähigung und Bevollmächtigung.

⁸ Vgl. Domszen, Religionspädagogik, 354–375.

⁹ Vgl. dazu die Formulierung aus der Konkordienformel, dass das »Evangelium ... gegeben« sei »die, so erschreckt und blöde sind, zu trösten und aufzurichten«. Die Konkordienformel, 956, 19–23.

ten und hinsichtlich ihrer Tragfähigkeit zu erproben. Die überlieferten Impulse, sind nicht einfach nur nachzuzahlen. Vielmehr geht es um eine neue Aktualisierung und Kontextualisierung. Anders formuliert: Überlieferte Gestalt und aktualisierende Gestaltung gehören zusammen. Sie sind zwei Seiten ein und derselben Sache.

Konkret heißt das, dass zwischen grundlegenden »Kommunikationsmodi« und konkreten »Kommunikationsformen«¹⁰ des Evangeliums zu unterscheiden ist. Erste ziehen sich durch die Zeiten hindurch. Letztere sind je nach Herausforderung und Prägung unterschiedlich zu profilieren.

Ein solcher Ansatz fokussiert Lehr- und Lernprozesse im Sinne einer Perspektiverweiterung, die einerseits die lebensweltlichen Bezüge auf die Gegenwart des liebenden und wirkenden Gottes hin durchsichtig machen will und andererseits die christlich motivierten kommunikativen Vollzüge in ihrer lebensfördernden und -unterstützenden Kraft erkennbar und plausibel machen wollen. Befähigung und Bevollmächtigung sind dabei immer im Zusammenhang zu sehen. Einerseits geht es darum, die lebensförderlichen und -gestaltenden Impulse christlicher Überlieferung zu erkennen und zu erkunden, indem Fähigkeiten zu deren Wahrnehmung und Deutung vermittelt werden. Andererseits braucht es (vernetzte und vernetzende) Kommunikationsräume, in denen diese Fähigkeiten in Anschlag gebracht und so hinsichtlich des in ihn wohnenden Potenzials abgeklopft werden. Dies versteht sich keineswegs von selbst, weil sich die Gelegenheiten zur Auseinandersetzung (also nicht lediglich zur Begegnung) mit Religion nicht (mehr) selbstverständlich ergeben.

In der Summe geht es in alledem um die Ermöglichung einer »daseinsmächtigen Lebensführung«¹¹, insofern religiöse Bildungsprozesse dazu beitragen sollen, »für Menschen die Möglichkeiten zu erweitern, ihr Leben zu bestimmen«¹². Dafür sind neben individuellen Aspekten kollektive Vernetzungen von grundlegender Bedeutung. In und durch sie können »Lebenskräfte« aktiviert und angeeignet werden. Damit werden nicht zuletzt wesentliche Elemente aufgerufen, die sich im Rahmen einer Theorie der Kommunikation des Evangeliums aufzeigen lassen. Die Orientierung daran kann zu einer klaren Fokussierung der Spezifik einer christlichen Lebensform führen, die auch im interreligiösen Diskurs von Bedeutung ist. Gerade in einer Optionsgesellschaft ist es wichtig, die unterschiedlichen Lebensgestaltungsoptionen deutlich wahrnehmbar bestimmen und erkennen zu können, ohne dabei vereinnahmend oder vorschnell abgrenzend zu agieren.

¹⁰ Christian Grethlein differenziert hier in Aufnahme von Überlegungen Jürgen Beckers zwischen Evangelium im Modus des Lehrens und Lernens, des gemeinschaftlichen Feierns und des Helfens zum Leben. Vgl. ders., *Praktische Theologie*, 256–330.

¹¹ Röh, *Soziale Arbeit*.

¹² Rappaport, 269.

3. Zum Profil der Profilierungsprozesse in handlungsorientierender Perspektive – Praktische Konsequenzen

Nicht zuletzt die in diesem Band versammelten Beiträge zeigen deutlich, dass angesichts fortschreitender Konfessionslosigkeit christliche Kommunikationszusammenhänge eine produktive Bezogenheit zum Arbeitsvollzug von Mitarbeiter:innen in diakonischen Einrichtungen aufzeigen müssen. Diakonische Profilprozesse (und damit einhergehender Bildungsangebote) müssen sich an den tatsächlichen Arbeitsbedingungen und veränderten sozialisatorischen Kontexten bewähren – dann sind sie nachhaltig und tatsächlich relevant. Eine grundlegende Aufgabe kommt damit in den Blick, Christentum als Befreiungsbewegung zu verstehen, die ganzheitlich ist und sich damit auf alle Lebens- bzw. Arbeitszusammenhänge bezieht. Eine solche Korrelation ist bei vielen Konfessionslosen (und nicht nur dort) schlichtweg verloren gegangen. Sie steht durchaus quer zu theologischen bzw. religionssoziologischen Verständnissen, die Religion als ein in sich geschlossenes Bezugssystem begreifen und kaum Zusammenhänge von Christentum mit anderen Bereichen (wie etwa Politik oder ethische Verantwortung) zulassen.¹³ Christliche Lebensform ganzheitlich zu verstehen, bedeutet, dass zwischen christlichen Bezugnahmen und der Arbeitswelt der Mitarbeiter:innen produktiv-befreiende Zusammenhänge anvisiert werden: Hilfe, Solidarität, Gemeinschaft, Festhalten an Werten und Normen und Einsatz für eine bessere Gesellschaft unter Inanspruchnahme christlicher Kommunikationskonstellationen. Gewiss werden diakonische Unternehmen stets an Grenzen stoßen und immer wieder neu die Fragmentarität ihres eigenen Handelns erfahren – gerade darin hat der Rechtfertigungsgedanke seine lebensbereichernde Bedeutung. Diakonische Profilbildungsprozesse müssen allerdings vordergründig in Anbetracht von christlich-kirchlichen Sozialisationsabbrüchen ihre Relevanz für das Leben im Diesseits unter Beweis stellen. Eine Begegnung mit etwas Indifferentem und Distanziertem kann gerade dann vollzogen werden, wenn es sich tatsächlich lebensbereichernd auf das konkrete Leben auswirkt – nur über das Behaving im Hier und Jetzt, kommt es zum Belonging. Darin stellt sich eventuell ein Believing ein.¹⁴ Selbstlosigkeit, Option für die Schwachen, ein Sich-Einlassen auf die Arbeitswelten der Mitarbeiter:innen auf Augenhöhe – all das ist mit einer ganzheitlichen Befreiung gemeint. Austauschkultur, Ankermenschen und Führungskräfte, die den marginalisierten Gruppen Raum zur Gestaltung geben

¹³ Solche Gefahren können z.B. bei bestimmten Interpretationen des luhmannschen Modells (funktionale Differenzierung) in Erscheinung treten, die dem System »Christentum« nur einem einzigen Funktionsbereich zuordnen und produktive Beziehungen untereinander kaum erlauben. Jedes System hat seine eigene Logik. Vgl. Hellgermann, Welt unterbrechen.

¹⁴ Vgl. den Artikel von Coenen-Marx in diesem Aufsatzband.

(denn gerade vom Rand her setzt der Geist Gottes Veränderungspotentiale frei) sind Beispiele für organisatorische Unterstützelemente einer solchen Befreiungsbewegung.

Wie man diese befreiende Kernaufgabe diakonischen Handelns im mehrheitlich konfessionslos geprägten Raum begrifflich fasst, ist unterschiedlich (Konvi-venz, gelebte Inklusion, öffentliche Theologie, öffentliche Diakonie, Befreiungstheologie usw.). Sie fokussiert eine Subjektwerdung der Mitarbeitenden in individueller (Haltung) aber auch gesellschaftlicher Hinsicht (Strukturen). Hierbei gilt: Subjektsein wird stets durch gesellschaftliche Bedingungen konstituiert¹⁵ (was religionspädagogisch gerade mit dem Empowermentansatz eingeholt wird)¹⁶. Doch von was wird unser gesellschaftliches Zusammen- und Arbeitsleben bestimmt? Konkret geht es um die »Frage nach Möglichkeiten solidarischer, emanzipatorischer Subjektwerdung [...] unter neoliberalen Bedingungen«¹⁷. Bei aller Komplexität und Differenziertheit unseres sozialen Zusammen-seins wirken umfassend auf Gesellschaft neoliberale Denk- und Handlungsmuster. Sie prägen das Handeln diakonischer Unternehmen und damit auch diakonischer Profilbildungsprozesse. Dabei geht es nicht darum, kluges ressourcensparendes Investieren zu kritisieren. Viel eher ist ein Engagement gegen bestimmte einseitige Rationalisierungsprinzipien gemeint, die jegliches soziales System (und mehr denn je auch die Wohlfahrt) einseitig zu bestimmen scheinen.¹⁸ Diese gilt es zu verändern und sich an Transformationsprozesse konstruktiv zu beteiligen.¹⁹

¹⁵ Gerade die ethnografische Arbeit von Blaszczyk in diesem Aufsatzband hat den Aspekt der Strukturen in organisatorischer Hinsicht herausgearbeitet. Die folgenden Gedankengänge gehen diese Richtung weiter, indem sie nicht nur den Blick auf eine Organisation, sondern auf einen Gesellschaftszusammenhang richten.

¹⁶ Domsgen, Religionspädagogik, 341–378.

¹⁷ Lis, Solidarische Subjektwerdung, 129.

¹⁸ Wie bereits im Hinführungskapitel dieses Aufsatzbandes angedeutet (Fußnote 1), ist mit dem Stichwort »Neoliberalismus« nicht einfach nur eine bestimmte Art des Wirtschaftens gemeint, sondern eine umfassende Einflussnahme auf menschliches Zusammenleben. Der Neoliberalismus will »das Kosten-Nutzen-Kalkül nicht auf die ökonomische Sphäre begrenzt wissen, sondern es auf alle Bereiche des menschlichen Verhaltens ausdehnen. [...] Danach sind selbst private zwischenmenschliche Beziehungen letztlich nichts anderes als ein Tauschverhältnis. Ökonomischer Imperialismus [...] steht für ein Denken, das den Menschen und seine sozialen Beziehungen vollständig ökonomisiert und damit Marktverhältnisse totalisiert.« (Ptak, Neoliberalismus, 28).

¹⁹ Ein Engagement für einen bundesweiten Tarifvertrag in der Pflege ist ein Beispiel von solchen Veränderungsimpulsen, an denen die Glaubwürdigkeit von Kirche und Diakonie gemessen wird. Dieses von der Bundesregierung getragene Vorhaben ist jedoch abgelehnt worden (Caritas) bzw. es wurde dazu keine Stellung genommen (Diakonie). Ein bundesweiter Tarifvertrag konnte aufgrund der kirchlichen Verbände nicht erreicht werden. Solche Entscheidungen machen Kirche und Diakonie unglaubwürdig. Authentizität und diakonische Profilbildungsbemühungen stehen mit einem gesellschaftlich-strukturellen Einsatz in einem Zusammenhang.

Eine solche gesellschaftlich-strukturelle Perspektivierung, die damit die gegenwärtige dominierende Welt- und Wirtschaftsordnung im Blick hat, scheint für diakonische Profilbemühungen erst am Anfang zu stehen und zu wenig bisher berücksichtigt worden zu sein. Um das an einem konkreten Beispiel zu verdeutlichen: Sehr wohl ist es wichtig, Resilienz für jeden einzelnen Mitarbeitenden zu fördern und zu stärken (individuelle Sicht) – gerade aus Interesse für diakonische Profilentwicklungen. Jedoch kann es nicht darum gehen, ausschließlich Strukturen so zu belassen wie sie sind, um Mitarbeitende dafür resilient zu machen (gesellschaftliche Sicht). Resilienz würde so der Gefahr unterliegen, für bestehende Missverhältnisse missbraucht zu werden.²⁰ Was heißt es eigentlich, wenn diakonische Unternehmen als Anwalt ihrer Mitarbeitenden und deren Arbeitsbedingungen tatsächlich in Erscheinung treten? Was heißt es, zumindest Druck auf den gegebenen neoliberalen Rahmen im Gesundheitswesen zu machen, worin auch und gerade diakonische Profilbildungsprozesse unterstützt werden? Es geht insbesondere in Hinblick auf Konfessionslosigkeit um eine Diakonie, die ihre politische Verantwortlichkeit ernst nimmt,²¹ ihre Anwaltschaft für ihre eigenen Mitarbeitenden wahrnimmt und prophetisch-kritisch die gegenwärtigen Arbeitsstrukturen in Angriff nehmen will. Ein solches Engagement (bei aller Vorläufigkeit) fördert Glaubwürdigkeit, Authentizität und schafft Brücken, dass diese aus Sicht von Konfessionslosen kaum wahrgenommenen, tendenziell belanglosen christlichen Traditionen tatsächlich Leben erleichtern, befreien und verbessern wollen. Eine wirkliche »Dienstgemeinschaft« aller Mitarbeitenden (unabhängig ihrer Konfessionalität) wird so am ehesten entstehen können, die sich in aller Heterogenität unter der tragenden Prämisse vereinigt, das Leben lebenswerter und gerechter machen zu wollen.²² Was ein solches politisches Bemühen für die Verbands-Ebene und für die einzelnen diakonischen Unternehmen bedeutet, darum muss es in den nächsten Debatten um diakonische Profilbildung weitergehen, die bei aller Ergebnisoffenheit eine »Richtung und Linie« (Karl Barth) aufweisen:

²⁰ »Die Individualisierungstendenzen unserer Gesellschaft, die sich in der Individualisierung der Probleme und Lösungen zeigen, führen dazu, dass die dahinter liegenden Ursachen ausgeblendet werden, und verstärken auf einer Wahrnehmungsebene die Akzeptanz des Gegebenen als notwendig.« (Hellgermann, kompetent, 86). Zur Problematik der Gefahr eines Missbrauchs von Resilienz und Kompetenz vgl. Hellgermann, kompetent.

²¹ Politisch meint, dass die »geschichtliche und gesellschaftliche Bewusstlosigkeit der Theologie [sowie der christlichen Institutionen] zum Thema« (Ramminger, Politische Theologie, 228) gemacht und so der gesellschaftlich-strukturelle Rahmen in den Fokus diakonischer Profilbildungsbemühungen gerückt wird.

²² »Wer eine gemeinsame Basis findet, der kann unterschiedliche Milieus, Herkunft und Kulturen überbrücken.« (Coenen Marx in diesem Band,)

»Es ist dieses Gottes eigene Idee, so und nicht anders Gott sein zu wollen: der Gott der Befreiung, der Gott, der ein Land will, in dem es seinen Menschen gut gehen wird – weil es gut organisiert ist.«²³

4. Literatur

- Boer, Dick: Erlösung aus der Sklaverei. Versuch einer biblischen Theologie im Dienst der Befreiung, (Edition ITP-Kompass, Bd. 8), Münster 2008.
- Bucher, Georg: Befähigung und Bevollmächtigung. Interpretative Vermittlungsversuche zwischen allgemeinem Priestertum und Empowerment-Konzeptionen in religionspädagogischer Perspektive, (APrTh 81) Leipzig 2021
- Dalferth, Ingolf U.: Evangelische Theologie als Interpretationspraxis. Eine Systematische Orientierung (ThLZ.F, Bd. 11–12), Leipzig 2004.
- Die Konkordienformel, in: Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche, hg. im Gedenkjahr der Augsburgischen Konfession 1930, Berlin 1960, 739–1100.
- Domsgen, Michael: Religionspädagogik (LETh 8), Leipzig 2019.
- Englert, Rudolf: Was ist ein religiöser Lernprozess? Über die Rolle produktiver Vor-Urteile für religionspädagogische Arbeit, in: Ders., Religionspädagogische Grundfragen. Anstöße zur Urteilsbildung, Stuttgart 2008, 272–286, 283
- Feige, Gerhard: Früher war nicht alles besser. Warum Erneuerungen lästig, aber unumgänglich sind, in: Christ und die Welt, 30. Dezember 2020, 6.
- Grethlein, Christian: Praktische Theologie, Berlin, Boston 2016.
- Hellgermann, Andreas: kompetent. flexibel. angepasst. Zur Kritik neoliberaler Bildung (Edition ITP-Kompass, Bd. 25), Münster 2018.
- Hellgermann, Andreas: Welt unterbrechen. »Werdet nicht gleichgestaltet dieser Welt.« (Röm 12,2), in: Geitzhaus, Philipp/Ramminger, Michael: Gott in Zeit. Zur Kritik postpolitischer Theologie (Edition ITP-Kompass, Bd. 28), Münster 2018, 67–118.
- Hervieu-Leger, Daniele: Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung, Würzburg 2004.
- Lis, Julia: Solidarische Subjektwerdung in Zeiten neoliberaler Subjektproduktion. Zur Kritik des Subjektbegriffs in der postpolitischen Theologie, in: Geitzhaus, Philipp/Ramminger, Michael (Hg.): Gott in Zeit. Zur Kritik postpolitischer Theologie (Edition ITP-Kompass, Bd. 28), Münster 2018, 119–154.
- Ptak, Ralf: Grundlagen des Neoliberalismus, in: Butterwegge, Christoph/Lösch, Bettina/Ptak, Ralf: Kritik des Neoliberalismus, Wiesbaden 2017.
- Ramminger, Michael: Politische Theologie. Gegen die Unterwerfung unter die abstrakte, leere Zeit, in: Geitzhaus, Philipp/Ramminger, Michael: Gott in Zeit. Zur Kritik postpolitischer Theologie (Edition ITP-Kompass, Bd. 28), Münster 2018, 225–247.

²³ Boer, Erlösung aus der Sklaverei, 203.

210 Michael Domsgen/Tobias Foß

Rappaport, Julian: Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des »empowerment« anstelle präventiver Ansätze, in: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis 2 (1985), 257–278.

Röh, Dieter: Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung, Wiesbaden 2013.

Schröder, Bernd: Religionspädagogik (NTG), Tübingen 2012.